



In der stillen Nacht soll es nicht zu lebendig werden, einen Hauch von Heiligkeit soll man erahnen können.

Pflicht zur Heiligkeit hatte Feierabend

Eine Weihnachtsgeschichte von Georg Magirius – An Heiligabend auf festliche Weise bescheiden

Alsfeld. Weihnachten erinnert zuweilen an ein Kunstwerk von hoher Meisterschaft, das man aus unzähligen Erwartungen zu konstruieren hat. Da kann einen schon mal das Gefühl erfassen, nicht zum Meister geboren zu sein. Ansprüche umtanzen einen, als ob aus allen Fernsehkanälen der Welt Experten sprächen. Die Fernbedienung ist mir aber aus der Hand genommen.

Kaum kann man sich gegen das Tönen wehren, zumal weihnachtliche Wünsche auch im eigenen Innern rumoren: Die Nacht soll zumindest einen Hauch von Heiligkeit ahnen lassen. Wer allein ist, scheint bereits verloren. Andererseits soll es in der stillen Nacht auch nicht zu lebendig werden.

Geschenke? Ja, doch wieder nicht zu sehr, vor allem sollen es die Richtigen sein. Dazu hat die Familienmelodie zu klingen, selbstverständlich die, die fröhlich, fein und festlich ist.

Schon starten die Debatten, wer genau zur Familie zählt: Wen werden wir besuchen – für wie lange? Oder wäre es nicht an der Zeit, diesmal auch besucht zu werden? Die Feiertage werden gern zu einem Fest des Reisens, schließlich soll ja alles seine Ordnung haben.

In die stille Nacht hinein zu reisen, ist oft mühevoll. Schon Josef und Maria erging das so, als sie der kaiserlichen Ordnung des Augustus gehorchten, um sich schätzen zu lassen. Auch sie wollten eben alles richtig machen, wanderten der Anordnung entspre-

chend nach Bethlehem, in Josefs alte Heimat. Der Weg führte bergauf, heißt es im griechischen Ursprungstext wörtlich.

Und selbst den Esel haben Ausleger erst später hinzugedacht – wohl um die schwangere Maria zu entlasten. Das nicht besonders heilig wirkende Paar endet jedenfalls im Stall.

Die Geburt gelingt! Nur ist die Lage nicht gerade festlichfamiliär. Keine Großeltern sind zugegen, die Söckchen für den Enkel stricken.

Und die Geburtsanzeige? In Krippennähe gab es keinen Internetanschluss zum Versenden einer Sammelmail. Selbst die Grammatikzahl des Babys ist bis heute unbekannt geblieben. Schwangerschaft und Geburt – auch das gleicht in den Augen vieler einem Konstruktionswerk von hoher Meisterschaft. Doch Josef und Maria schienen nicht zur Meisterschaft geboren, als das Baby in einer Futterkrippe zum Liegen kam.

Unbequem erschien der Weg in die Weihnachtsnacht vor vielen Jahren auch für mich. Er führte tatsächlich bergauf. Erstmals brachte ich den Heiligabend ohne Familie, ich hatte die praktische Ausbildung zum Pfarrer begonnen und an den Heiligabend-Gottesdiensten mitgewirkt. Die entscheidenden Stunden aber sollten ja erst noch folgen!

Mit dem Küsterpaar zusammen ging ich von der unweit von Alsfeld gelegenen Dorfkirche den Berg hinauf. Ich war eingeladen, die heiligsten Augenblicke des Jahres

in einer mir unbekannteren Familienatmosphäre zu verbringen. Wie zum Zitat sandte der Himmel ausgerechnet jetzt einige Schneeflocken hinab – als ob er sich amüsieren wollte.

Ich freilich fürchtete mich ein wenig – vor einem Ritual von womöglich ausgesuchter religiöser Würde: Große Festlichkeit, vielleicht gepaart mit Wein, dessen Namen ich nicht kannte, Lesung nach Lukas, Entzünden von Kerzen, Singen von mehrstrophigen Weihnachtsliedern im Dunkeln (also auswendig!), vielleicht sogar Gebet (hatte das dann ich zu sprechen?). Auf den Pfarrerlehrling lauerten gleich mehrere Fallen, um auf bodenlose Weise unterzugehen.

Dann war alles anders. Es herrschte keine gesittete Stimmung, sondern Hirten kamen in den Stall zu Josef und Maria gerannt, keuchend und mit rotem Kopf. Die sprachen: „Das Kind dort ist der Retter!“

Die Eltern mussten keine Geburtsanzeige verschicken, sondern bekamen sie gebracht. Die Hirtenstimmen klangen bestimmt nicht engelsgleich, sondern eher rau – und doch herrlich frei, obwohl die Lage im Stall nicht gerade vollendet war.

Das freilich schien die Pointe zu sein, die Gott im Himmel für die Erde vorgesehen hatte: Den Menschen sollte ihr Leben endlich nicht mehr peinlich sein. Im Stall brauchte sich niemand zu schämen. Und das mühevoll Konstruieren des

Lebens hatte Feierabend.

Es war der wunderbarste Abend meiner bisherigen Weihnachtskarriere, als ich im Wohnzimmer des Küsterpaares zum Sitzen kam. Aufstehen musste ich nicht – und wenn, geschah es freiwillig. Er spielte Trompete – durch eine Fülle von Liedern hindurch, die waren nicht mal alle kirchlich. Mitsingen war keine Bürgerpflicht.

Ich weiß nicht mehr: Gab es Geschenke? Trug hier einer Anzug und Krawatte? „Wir feiern den Heiligabend auf festliche Weise bescheiden“, sagte die Gastgeberin. Da sank ich noch tiefer in den Sessel – und fühlte mich endlich mal nicht durchgefallen. Keiner bastelte an einer wie auch immer gearteten Pflicht zur Heiligkeit herum, es galt nichts zu tun außer Kartoffeln in Scheibenform zu essen. Und niemand hätte gerügt, wenn mir das allein mit Fingern gelungen wäre.

Was war das nur, was in dieser Nacht geschah? Sie gebar: eine Meisterschaft, die nichts anderes als Bescherung war.

Georg Magirius

Georg Magirius ist Theologe und arbeitet als Journalist und Schriftsteller. Er hat eine Vielzahl von Büchern veröffentlicht, in denen er die großen religiösen Fragen mit dem alltäglichen Kleinkram verbindet. Gerade von ihm erschienen: „Der freie Blick zum Himmel. Eine nicht ganz alltägliche Weihnachtsgeschichte“, Echter-Verlag Würzburg, 9.90 € 4F, ISBN 978-3-42902934-0